

rer aufklärerischen Form auf einem Bild freier und rationaler Individuen, die wenn nicht zu einem Konsens, dann doch zu einem Kompromiss gelangen wollten. Ob nun aber in der Geschichte der Demokratie alle wahlberechtigten Individuen stets alle Fragestellungen, über die sie abstimmen durften, überhaupt *verstanden* und in ihren Implikationen durchdrungen hatten, darf man getrost in Frage stellen. Stabilisierend wirkte sich die Existenz sozialer Milieus aus, die zwar nicht zwangsläufig das Verständnis oder die Rationalität der Individuen mehrten, jedoch imstande waren, sie darüber zu informieren, welche Haltungen zu konkreten politischen Fragen von ihnen erwartet wurden. Gramsci beschrieb dieses Phänomen einmal als eines von Komplexitätsreduktion via Delegation: man könne ja nicht von jedem Einzelnen erwarten, seine politische Meinung auch vertreten zu können, es sei genug zu wissen, dass es jemanden innerhalb seiner Gruppe gebe, der es könne.<sup>131</sup> Nun entfällt jedoch dieser Stabilisierungsmechanismus mit dem Verschwinden traditioneller Milieus im selben Maße, in dem die Fluktuation sozialer Identitäten zunimmt. Darauf antworten die heutigen ›Volksparteien‹ dadurch, dass sie die Forderungen nahezu beliebiger Wählergruppen in ihr Profil inkorporieren, um anderen Parteien keinen *unique selling point* zu überlassen. Die Wähler geraten dabei, wie Crouch zutreffend festgestellt hat, immer mehr in die Rolle der manipulierbaren und manipulierten *Masse*, die die Massentheorien des 20. Jahrhunderts noch für eine Verfallserscheinung der Öffentlichkeit gehalten hatten. In vieler Hinsicht erscheint jedoch zugleich diese ›Post-Demokratie‹ als die reinste Form von Demokratie, die es bislang gegeben hat, da sie tatsächlich die individuelle Meinungsbildung jedes Einzelnen verlangt und nicht eine repräsentative Form eines Konfliktes sozialer Gruppen darstellt. Sie stößt dabei auf das Problem aller Aufklärung: die Rationalität freier Individuen kann nicht produziert werden – und dies legt im Umkehrschluss die Konzeption der parasitären Strategie nahe, dann lieber die Rationalität der Effizienz zu opfern, und die Menschen, wenn man sie schon logisch nicht zum freien Denken erziehen kann, sie dann wenigstens zum ›richtigen‹ Denken zu erziehen.

## § 16 Kommunikationsguerilla

Die Strategie der Produktion antagonistischer Pole beruht nicht zuletzt auf der – sicher nicht völlig kontrafaktischen – Beobachtung, dass taktisch geschickte Kommunikationsakte geeignet sind, die Meinung der Kommunikationspartner zu beeinflussen. Die alltäglichsten Instanzen solcher taktischen Kommunikation nennt man *Werbung*, doch existieren unzählige weitere solcher Taktiken. Deren Kanäle wiederum nennt man *Medien* und bekanntlich haben diese in den letzten hundert Jahren eine Vervielfältigung erfahren, die sich zu keinem Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte irgendetwas auch nur hätte erträumen können.

Marshall McLuhan gilt gemeinhin als der erste wichtige Analyst dieses Phänomens, wohl nicht zuletzt aufgrund seiner Begabung dafür, Schlagworte mit hohem Wiedererkennungswert zu ersinnen. Seine These vom globalen Dorf, das auf die Gutenberg-Galaxis folgte, zusammen mit der Parole, das Medium sei die Botschaft, entwerfen insbesondere im Zusammenhang mit dem Ortega-Gramscianischen Theorem von der Herrschaft der öffentlichen Meinung ein Problemfeld, das sich durch das Aufkommen des Internets in diesem Jahrtausend radikalisiert.

McLuhans legt zunächst nahe, dass völlig unabhängig vom Inhalt des Mediums dieses selbst bereits eine Botschaft sei,<sup>132</sup> da jedes Medium als ›Prothese‹ des Menschen diesen durch seine bloße Existenz verändere. McLuhans Vision der Medien als künstlicher Erweiterungen der menschlichen Konstitution gewinnt vor dem Hintergrund der heutigen Nutzung von Smartphones eine Plausibilität, die sie in den 1960er Jahren noch kaum haben konnte. McLuhan postuliert nun, dass das Aufkommen neuer Medien nicht vorhersagbare kulturelle Auswirkungen haben müsse. Auch diese These gewinnt im Zeitalter ›sozialer Medien‹ eine neue Valenz.

Dass damit die modernen Medien prädestiniert sind, zu einem Werkzeug der Produktion von Identitäten als antagonistischen Polen zu werden, liegt nahe. Insbesondere wirft etwa die Figur der Werbung, wie sie auch Crouch begriff, sehr prägnant Fragen nach der faktischen Freiheit und Vernunft ihrer Adressaten auf. Diese Fragestellung wird durch das neuerliche Auftreten von ›Influencern‹ verschärft. Konstituieren, so lässt sich fragen, ebenso Werbung wie die werbeähnlichen Formen, die die meisten Varianten öffentlicher Kommunikation angenommen haben, das Publikum nicht als ein Subjekt, dessen hauptsächliches Merkmal erneut die Suggestibilität zu sein scheint?

Umberto Eco hat als Antwort auf diese Fragestellung eine Taktik skizziert, die diese Konstitution zu destabilisieren geeignet sein soll. Eco, der zunächst als Semiotiker in Erscheinung getreten war, entwickelt ein Modell, das später Stuart Hall zu enormer Bekanntheit bringen sollte. Alle zeichenhafte Kommunikation, so lautet das Argument, beruht auf einem doppelten Codierungsprozess: zunächst selektiert der ›Sender‹ einer Nachricht deren Botschaft und anschließend enkodiert er diese gemäß einem öffentlichen Code, der es dem Empfänger ermöglichen soll, sie anschließend wieder zu dekodieren. Ein prominenter Code ist die Sprache, doch gelingt Kommunikation einer Nachricht ebenso durch Straßenschilder, die das Überholen verbieten. Nun ist jedoch, damit Kommunikation ›gelingt‹, auch auf der anderen Seite, der des Empfängers ein (De-)kodierungsakt notwendig – und niemand kann garantieren, dass Empfänger und Sender denselben Code verwenden. An dieser Stelle konvergiert die Eco-/Hall'sche Theorie partiell mit Derridas – durchaus tieferegreifendem – Modell: ein bestimmtes Verständnis einer Nachricht durch den Empfänger, so die Moral der Geschichte, kann nicht durch den Sender garantiert werden.

Auf diesem semiotischen Modell aufbauend rekapituliert Eco nun die Thesen McLuhans und verweist darauf, dass »[w]enn einer jeden Tag so viele Nachrichten, wie der verfügbare Raum erlaubt, so abfassen muß, daß sie für ein breites, über ein ganzes Land verstreutes Publikum von unterschiedlicher Klassen-, Interessen- und Bildungslage verständlich sind, [...] es um die Freiheit des Schreibenden schon geschehen [ist]: Die Inhalte der Nachrichten hängen nicht mehr vom Autor ab, sondern von den technischen und sozialen Determinanten des Mediums.«<sup>133</sup> Dies greift McLuhans These von den kulturellen Auswirkungen der Präsenz des Mediums und auch die Möglichkeit der negativen Konsequenzen daraus auf die Freiheit explizit auf, verkehrt jedoch letztere: es ist die Freiheit des *Autors* und nicht etwa des Rezipienten, die durch die Medien tatsächlich negiert wird. Wer für die Bild-Zeitung schreibt, dem wird sich die Möglichkeit philosophische Betrachtungen zu verfassen nur in seiner Freizeit eröffnen.

Dagegen stellt Eco heraus, dass aus dem semiotischen Modell umgekehrt ein irreduzibler »Rest von Freiheit«<sup>134</sup> folgt, der auf Seiten des Empfängers verbleibt: »nämlich [die Botschaft] *anders zu lesen* [Herv. i. O.].«<sup>135</sup> Wie wir gesehen hatten, läßt sich das Verständnis einer Nachricht nicht unter eine Regel bringen, da ihr Inhalt völlig vom Code abhängt, den der Interpret verwendet. Eco führt das Beispiel des Satzes ›*No more*‹ an und verweist darauf, dass für einen Italiener der Satz keineswegs ›nie mehr‹ bedeute, sondern »keine Brombeeren‹ oder auch ›nein, ich ziehe Brombeeren vor‹.<sup>136</sup>

Dieses Beispiel mag humoristisch erscheinen, doch illustriert es prägnant den fundamentalen Sachverhalt, dass die bloße Präsenz von Zeichen nicht geeignet ist, den Adressaten zu irgendeinem Verständnis zu zwingen – oder gar dazu, sich die Botschaft zu eigen zu machen. Damit ist nicht gesagt, dass die ›Massenmedien‹ nicht geeignet seien, die ›Massen‹ zu beeinflussen, doch sehr wohl, dass sie letztlich ihren eigenen Erfolg nicht garantieren können.

Eco leitet nun aus dieser Situation die Möglichkeit einer ›Guerillataktik‹ ab, die man gegen die Strategie der Politiker, Erzieher und Kommunikationswissenschaftler stellen könne. Diese seien der Meinung, »um die Macht der Medien zu kontrollieren, müsse man zwei Momente der Kommunikationskette unter Kontrolle bekommen, nämlich die Quelle und den Kanal.«<sup>137</sup> Diese ›Strategie‹ ist freilich nach dem semiologischen Modell von vornherein falsch gedacht, da sie das entscheidende Moment der Kommunikation nicht kontrollieren kann: die Dekodierung durch den Rezipienten. Die Guerillataktik, die Eco dagegen aufbieten möchte, zielt auf den Rezipienten ab: »Die Schlacht ums Überleben des Menschen als verantwortlichem Wesen im Zeitalter der Massenkommunikation gewinnt man nicht am Ausgangspunkt dieser Kommunikation, sondern an ihrem Ziel.«<sup>138</sup> Eco skizziert nun eine ›ergänzende‹ Kommunikation, die darauf beruht, mit jedem »Mitglied [des] weltweiten Publikums [...] über die Botschaft im Augenblick ihrer Ankunft zu diskutieren, im Licht einer Konfrontation der Empfänger-codes mit denen des Senders.«<sup>139</sup> Er hebt

hervor, dass das Ziel dieser Diskussion keineswegs »eine neue und noch viel schlimmere Form von Kontrolle der öffentlichen Meinung« sei, sondern »ein Handeln, das die Adressaten der Medien dazu bewegt, die Botschaft und ihre vielfachen Interpretationsmöglichkeiten zu kontrollieren.«<sup>140</sup> Freilich stellt sich hier unmittelbar die Frage, ob Eco nicht eben jene Erziehung zur Vernunft anvisiert, an deren Konzeption die Aufklärung so oft gescheitert war, doch steht hier etwas anderes auf dem Spiel. Was Ecos Ansatz von dieser unterscheidet, ist, dass er mit der Freiheit des Rezipienten beginnt: Es ist eben diese irreduzible Freiheit, die erst die Möglichkeit einer Kommunikationsguerilla eröffnet, und deren Ziel ist nicht etwa die Produktion eines bestimmten »vernünftigen« Verständnisses, sondern sie kann allein eines leisten: »zeigen, daß sich die Botschaft sehr verschieden interpretieren läßt.«<sup>141</sup> Damit wäre Aufgabe solcher Kommunikationsguerilla letztlich der *Erhalt* der individuellen Freiheit durch Aufweis ihrer Unzerstörbarkeit: es gilt, dem Rezipienten zu zeigen, dass jede Nachricht ein schier unerschöpfliches Reservoir an Interpretationsmöglichkeiten mit sich trägt, – und ihm damit seine Freiheit zu *bewahren*, die durch seine reziproke Beziehung zum Sender bedroht wird, welcher selbst seiner Freiheit durch das Aufkommen der Massenmedien beraubt wurde. Freilich lässt sich durch diese Taktik niemals »Vernunft« produzieren, doch immerhin der Erhalt einer Freiheit wird so konzipierbar, die die Aufklärung noch für unveräußerlich gehalten und die modernen Massentheorien für nichtig erklärt hatten. Doch stößt Eco auf logistische Schwierigkeiten, da schlicht nicht klar ist, wie eine solche »Aufklärung« über die Uneindeutigkeit von Botschaften gelingen könnte, und seine vagen Anspielungen auf die Studentenbewegungen, die zum Ausgangspunkt einer Entwicklung neuer Kommunikationsformen werden könnten,<sup>142</sup> sind dabei kaum hilfreich. Doch ist die Idee der Kommunikationsguerilla deswegen bemerkenswert, weil sie sich als die finale Form des Dilemmas aller Aufklärung begreifen lässt. Es bleibt dabei: Vernunft kann nur als freie sein, daher kann sie nicht gelehrt werden – doch bedarf noch diese gedankliche Freiheit selbst der Verteidigung, und möglicherweise ist umgekehrt ihre Mehrung die einzige Form der Förderung der Vernunft, die logisch möglich ist. Ist dies der Fall, gewinnt Ecos Idee der Kommunikationsguerilla tatsächlich die Valenz eines Mittels in der »Schlacht ums Überleben des Menschen als verantwortlichem Wesen im Zeitalter der Massenkommunikation«,<sup>143</sup> und dann bedarf sie einer weiterführenden Ausarbeitung, da die logistischen Schwierigkeiten der Methode systematischen Charakter anzunehmen scheinen, stellt man sich vor, man wollte mit den Menschen Diskussionen über den Interpretationsspielraum jeder öffentlich übermittelten Botschaft beginnen. Man scheiterte erst zuletzt an der Masse der Botschaften und schon zuvor an der Freiheit der Menschen, die ihnen erlaubt, dieses Diskussionsangebot dankend abzulehnen – und spätestens hier stieß man wieder auf das alte aufklärerische Dilemma.

Ein erster interessanter Hinweis stammt hier – durchaus überraschend – von Jean Baudrillard. Dessen ganz persönliche Dystopie präsupponiert bekanntlich die

Ersetzung der Referenz aller Zeichen durch einen semiotischen Modus von Simulation und liest sich oft wie eine Eulenspiegelerei auf Derrida'schen Gedanken. Was bei Derrida die systematische Uneinlösbarkeit der Signifikanz war, wird für Baudrillard zu einem geschichtsphilosophischen Prozess der Ablösung der Signifikanten von der Realität und der Erschaffung einer postmodernen Spiegelwelt, an deren Radikalität McLuhan sicherlich seine Freude gehabt hätte.

Diese Dystopie liegt auch Baudrillards Aufsatz »Kool Killer« zugrunde, der die Stadt – der 1970er Jahre – ebenso verwandelt begreift: sie sei nicht mehr »von roten Gürteln aus Fabriken und an der Peripherie gelegenen Arbeitersiedlungen [umgeben]«<sup>144</sup> und sei nicht mehr der Raum des Klassenkampfes, sondern vielmehr »ein Vieleck aus Zeichen, Medien und Codes«,<sup>145</sup> das »Ghetto des Fernsehens und der Werbung«.<sup>146</sup> Interessant ist nun allerdings Baudrillards Interpretation des Phänomens der New Yorker *Graffiti*. Diese begreift er als eine Attacke auf »die Medien in ihrer Form selbst [...], also in ihrer Produktions- und Verteilungsweise. Und zwar eben deshalb, weil die Graffiti keinen Inhalt, keine Botschaft haben. Es ist diese Leere, die ihre Kraft ausmacht.«<sup>147</sup> Die schiere grafische Kraft der Graffiti tritt in dieser Sichtweise zurück hinter ihre offenkundige Bedeutungslosigkeit. Charakteristischerweise verpasst Baudrillard hier seine eigene Pointe, wenn er auf die »Produktions- und Verteilungsweise« der Medien hinweist, gegen die sich die leeren Signifikanten wenden – denn, was die »Leere« der Graffiti ausmacht, erhalten diese ja erst durch die *Rezeption* oder besser: Unrezipierbarkeit. Vor dem Hintergrund der Eco'schen Überlegungen hingegen gewinnen Baudrillards Beobachtungen eine systematische Valenz: die Graffiti, die auf eine geradezu schreiende Art und Weise nichts sagen, scheinen eine Form von Kommunikation darzustellen, die den Rezipienten zumindest auf eine defiziente Form eben des Zusammenhangs hinweisen, den Eco durch Diskussion der verstandenen Botschaft aufzeigen möchte: dass das Graffiti *nicht* verstanden wird, zeigt, dass es nicht eindeutig verstanden wird, seine Opazität ist eine Form von Polysemie. Immerhin lassen sich die Signifikanten der Graffiti auf unendlich viele Arten interpretieren – und darin wird ihre Weigerung, eine Botschaft zu übermitteln, zu einer Form der Kommunikationsguerilla, wie sie Eco skizziert hat. Sie trägt hierin allerdings noch einen Makel mit sich: das Aufzeigen der Polysemie gelingt hier nur um den Preis der totalen Unterbrechung der Kommunikation. Man kann den Eindruck gewinnen, dass sich hier erneut das Dilemma der Aufklärung rächt: die totale Freiheit ist die totale Unbestimmtheit. Nichtsdestoweniger scheint die Baudrillard'sche Beobachtung zumindest die Möglichkeit einer Form von Kommunikation nachzuweisen, die den Rezipienten auf deren eigene Mechanismen verweist und ihn damit in seiner Freiheit stärkt. Freilich ist es gerade die Radikalität dieser Form von Kommunikation, die sie leicht in Schweigen umschlagen lassen kann – nichts ist leichter, als die Graffiti, die man im Vorbeifahren sieht, als bloße Farbe zu betrachten.

Es stellt sich daher die Frage, ob sich nicht eine Form von Kommunikation konzipieren ließe, die einen ähnlichen Effekt zu erzielen geeignet ist, ohne dabei Gefahr zu laufen, den eigenen Charakter als Kommunikationsakt zu verwirken. Vielsprechende Kandidaten solcher Kommunikation scheinen einige letzthin neu erstarkte Formen von Satire darzustellen. Ein in Deutschland in den sozialen Medien sehr beliebtes Format wird etwa durch die Artikel der Online->Zeitung *Der Postillon* repräsentiert. Diese Artikel werden in täuschend echter Aufmachung als Zeitungsartikel verbreitet und von den Lesern regelmäßig für bare Münze genommen. Der Inhalt ist in vielen Fällen durchaus traditionell humoristisch, es mischen sich darunter jedoch Meldungen wie diese vom 26. April 2021:

»1986: Tschernobyl-Leugner demonstrieren gegen Strahlenhysterie und Kohl-Diktatur

*Anlässlich des 35. Jahrestag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl präsentieren wir eine Archivmeldung aus dem Postillon (bzw. Westillon) vom 4. Mai 1986 [Herv. i. O.].*

Bonn (dpo) – Acht Tage nach der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl sind heute insgesamt 150 Demonstranten in der Bundeshauptstadt auf die Straße gegangen, um gegen die aus ihrer Sicht völlig überzogene Panik vor nuklearer Verstrahlung zu protestieren. Sie forderten lautstark, alle Strahlenschutzmaßnahmen sofort aufzuheben. [...] Andere wie Helga Röhmbach leugnen die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl komplett: »Wer weiß, ob das überhaupt stimmt, dass da ein Atomkraftwerk explodiert ist! Ich kenne niemanden, der dabei war und das bestätigen kann«, beschwert sie sich. [...] Andere Demonstranten behaupten, dass Jodtabletten, die mancherorts gegen radioaktive Strahlung verteilt werden, Mikro-Disketten enthielten, mit denen die geheime Weltregierung die Kontrolle über den Körper übernehmen könne.«<sup>148</sup>

Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive sind hier sicherlich die Auswirkungen des Barthes'schen *effet de réel* zu betonen, der sowohl durch die Struktur des Textes – etwa die Ortsangabe »Bonn«, das minimal abgewandelte Agenturkürzel oder die charakteristischen Wendungen journalistischen Schreibens – als auch durch Signifikanten wie den Namen »Helga Röhmbach« erzeugt werden.

Seine spezifische Semantik gewinnt der Text freilich hauptsächlich aus seinem historischen Erscheinungskontext und seiner Imitation gängiger Verschwörungstheorien zu Zeiten der Covid-19-Krise. Hierin liegt nun auch seine Valenz als Beitrag zur Kommunikationsguerilla: die schiere Übermacht der Parallelen ist geeignet in der Rezeption zunächst eine unwiderstehliche komparative Operation zu evozieren, um sodann in der minimalen Übersteigerung der Absurdität der fiktiven Vergleichsmomente ein Stutzen zu erzeugen. Die Vorstellung etwa, dass in den 1980er-Jahren die Idee von »Mikro-Disketten« Überzeugungskraft gehabt haben könnte, scheint so unwahrscheinlich, dass sie die Plausibilität des gesamten Textes verdächtig macht. Was zunächst als ein kurioser Fall von historischer Parallelität erscheint,

wird zur suspekten Konstruktion, was sich in Leserbriefen äußert, die den Wahrheitsgehalt in Frage stellen. Dies ist die erste Ebene, auf der der Text operiert: er ist eine Übung in sogenannter ›Medienkompetenz‹, indem er noch sehr naiven Lesern die Diskussion geradezu aufzwingt, die Eco imaginierte: im Herstellen des Verdachtsmoments erzeugt er eine Rezeptionssituation, in der der Rezipient sich seiner Rezeptionsfreiheit vergewissern kann, und man kann hoffen, dass dieser Moment Generalisierungspotential hat.

Auf einer zweiten Ebene versucht der Text etwa durch den impliziten Vergleich der Aussagen, man kenne keinen Fall von Corona auch nur aus zweiter Hand und man kenne keinen Augenzeugen der Tschernobyl-Katastrophe, erstere als vergleichbar irrational zu markieren. Die diskursive Macht dieser Taktik muss man wohl als vergleichsweise gering einschätzen, da ihr die implizite Gewalt der ersten Ebene fehlt, die erst durch die unwillkürliche Komplizenschaft mit dem Rezipienten entsteht. Den Guerilla-Charakter der Kommunikation wahrzunehmen kann der Rezipient kaum umhin – wiewohl selbst dies Einigen gelingt – und liegt sogar in seinem eigenen Interesse. Den Vergleich der zweiten Ebene nachzuvollziehen mag er noch gezwungen sein, doch dessen Rationalitätsmaßstab zu übernehmen, kann er sich guten Gewissens weigern. Die zweite Ebene verliert in ihrer Plumpheit die revolutionäre Schärfe. Das Beispiel zeigt jedoch, dass – wiewohl Rationalität weiterhin unter keine Regel zu bringen ist – bestimmte Akte von Kommunikationsguerilla einigen Erfolg in der Mehrung der Freiheit der Rezipienten zeitigen können.

Der Konvergenzpunkt des zurückliegenden Kapitels ist sicherlich die Figur der Kreuzung von Freiheit und Rationalität, die in einem unauflösbaren Verhältnis zueinander stehen: Rationalität soll seit der Aufklärung als Agieren eines freien Individuums gedacht werden, doch bedingt dies, dass sie weder erzwungen noch unter eine Regel gebracht werden kann. Die Idee der Massen verkehrte davon ausgehend das aufklärerische Dogma in sein Gegenteil und postulierte als inversen Konvergenzpunkt die Kreuzung von Irrationalität und Suggestibilität, was die Strategie der Produktion von Bewusstsein zu ganz neuer Bedeutung gelangen ließ. Nun legt die aufklärerische Idee natürlich beides nahe: die schiere Möglichkeit dieser Strategie wie auch ihre Unfähigkeit, die eigenen Ergebnisse zu garantieren. An diesem Punkt setzen die oben besprochenen Guerilla-Taktiken zur Mehrung der Freiheit an, die freilich an der zugrundeliegenden strategischen Situation nichts ändern können, wenn anders das aufklärerische Dogma halten soll, dass Rationalität frei sein muss, will sie sich nicht selbst verlieren.